

Luce Irigaray

GENEALOGIE DER  
GESCHLECHTER

aus dem Französischen von  
Xenia Rajewsky



Kore

© 1989 Kore, Verlag Traute Fensch  
Holbeinstr. 12, D-7800 Freiburg i. Br. 0761/702034  
Deutsche Erstveröffentlichung.

Titelbild: Kopf einer Kore, 500-490 v. Chr., Athen.  
Umschlaggestaltung: Michael Wiesinger  
Satz: Kore Sully Roecken - aus der Palatino  
Druck und Bindung: MAY+CO, Darmstadt  
Printed in Germany

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Irigaray, Luce:  
Genealogie der Geschlechter / Luce Irigaray.  
Aus d. Franz. von Xenia Rajewsky. -  
Freiburg (Breisgau) : Kore, 1989  
Einheitsacht: Sexes et parentés «dt.»  
ISBN 3-926023-12-0

## INHALT

Vorrede	9
Einleitung: die Notwendigkeit eines geschlechtlich differenzierten Rechts	15
Körper an Körper mit der Mutter	25
Der Glaube selbst	47
Göttliche Frauen	93
Die Frauen, das Heilige und das Geld	121
Die Geste in der Psychoanalyse	145
Das weibliche Geschlecht	169
Das Allgemeine als Vermittlung	199
Die Farben des Fleisches	239
Die drei Geschlechter	261
Eine Chance zu leben	285

Ein Bereich des Rechts, der sich heute im Wandel befindet, betrifft das Verhältnis zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht, insbesondere in der Familie und in bezug zur Reproduktion. Die Gesetze bezüglich der Pflicht, Kinder zu gebären, das Recht auf Empfängnisverhütung und Abtreibung, die Wahl des Namens für die Frau und die Kinder in der Ehe, die freie Wahl des Wohnorts für die Ehepartner, die Bedeutung von Lohn für Hausarbeit, die Länge des Schwangerschaftsurlaubs, der Arbeitsschutz für Frauen etc., alles betrifft Gesetze und Rechte, die sich in unserer Kultur verändern. Sie liegen an der Nahtstelle von Natur-, Zivil-, Straf- und religiösem Recht. Selten wird der Gesamtzusammenhang dieser Bereiche, ihre Bedeutung und Aufteilung bedacht.

Hegel hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Funktionieren einer Gesellschaft, einer Kultur in ihrer Totalität zu interpretieren. Er wollte beschreiben und denken, wie der Geist sich als Bewußtsein des Menschen und als Bewußtsein des Bürgers realisiert. Das schwächste Glied in seinem System scheint in seiner Interpretation des Geistes und des Rechts in der Familie zu liegen. Hegel, der sich sonst immer darum bemüht, jede undifferenzierte Einheit

aufzulösen, gelingt es nicht, die Familie anders als eine Substanz zu denken, in der die einzelnen Individuen ihre Rechte verlieren. Ausgenommen das Recht auf Leben? Aber das ist nicht so einfach...

#### DER URSPRUNG DER FAMILIE...

Das Kapitel in der *Phänomenologie des Geistes*, in dem Hegel von der Familie spricht, befindet sich am Anfang seiner Analyse der Beziehung des Menschen zum Geist in der Gesellschaft. Dieses Kapitel erörtert zunächst die Frage der Sittlichkeit und ihr Verhältnis zur Moralität. In diesem Abschnitt sagt Hegel etwas sehr Wichtiges in Hinsicht auf das Recht der Geschlechter. Aber diese entscheidende Aussage scheint in ihren Implikationen für den Geist des Volkes, der Völker vergessen worden zu sein.

Worum handelt es sich? In seinen der Familie und ihrer Beziehung zum Staat gewidmeten Analysen legt Hegel dar, daß die Tochter, die den Gesetzen, die den mütterlichen Gesetzen die Treue hält, aus der Stadt, dem Gemeinwesen ausgeschlossen werden muß. Sie darf nicht gewaltsam umgebracht, soll aber eingesperrt werden, ihr wird die Freiheit geraubt, die Luft, das Licht, die Liebe, die Ehe, Kinder... Das heißt, sie wird zu einem langsamen und einsamen Tode verurteilt. Antigone steht stellvertretend für diese Tochter. Hegel stützt sich in seiner Analyse auf den Inhalt der Tragödien des Sophokles.

Welcher Natur sind die Gesetze, die Antigone respektiert? Es sind religiöse Gesetze, die die Bestattung ihres in einem Krieg zwischen Männern getöteten Bruders betreffen. Sie sind gebunden an kulturelle Verpflichtungen gegenüber dem Blut der Mutter, Blut, das die Brüder und

Schwestern in der Familie teilen und dem gegenüber es Pflichten gibt, die im Übergang zur patriarchalischen Kultur mit Verboten belegt werden. Diese tragische Episode im Leben und Krieg der Geschlechter stellt einen Übergang zum Patriarchat dar, das der Tochter verbietet, die Blutsbande mit ihrer Mutter zu achten. In spiritueller Hinsicht haben diese religiösen Charakter, sie verbinden sich mit der Fruchtbarkeit der blühenden und Früchte tragenden Erde, sie beschützen die Liebe in ihrer körperlichen Dimension, sie wachen über die weibliche Fruchtbarkeit in oder außerhalb der Ehe (je nachdem, ob es sich um das Reich von Demeter oder Aphrodite handelt), sie sind mit Perioden des Friedens verbunden.

Wenn sich das Patriarchat Platz verschafft, wird die Tochter von ihrer Mutter und, allgemeiner, von ihrer Familie getrennt. Sie wird in die Genealogie des Ehemanns verpflanzt, sie muß bei ihm wohnen, sie muß seinen Namen tragen, ebenso ihre Kinder etc. Als das zum ersten Mal passiert, wird dieser Vorgang als Raub einer Frau durch einen Mann-Liebhaber beschrieben. Ein Krieg zwischen Männern wird organisiert, um die entführte Frau zurückzuerobern und sie wieder zu ihrer ursprünglichen Gruppe zu bringen.

Unsere heutige Moral ist immer noch von diesen uralten Geschehnissen geprägt. Das soll heißen, daß die Liebe zwischen Mutter und Tochter, die das Patriarchat unmöglich gemacht hat (was Freud übrigens bestätigt, wenn er sagt, daß diese Liebe nicht möglich sei), in einen Zwangskult umgewandelt wird, einen Kult gegenüber den Kindern ihres rechtmäßigen Ehemanns und gegenüber ihrem Ehemann als männlichem Kind. In der Tat scheint denn auch der Mann trotz des Inzestverbots die natürliche Unmittelbarkeit seiner Beziehung zur Mutter nicht sublimiert, sondern auf seine Frau als mütterlichen Ersatz übertragen

zu haben. Seitdem es nicht mehr zwei Genealogien gibt, eine männliche und eine weibliche, sondern nurmehr eine, die des *Ehemanns*, spielt sich die Beziehung des Paares immer in einer Generationenverschiebung ab.

Was immer die Regeln einer Moralität sein mögen, dieses Auslöschen der einen Genealogie in der anderen ist eine sittliche Schuld, die den Geist des Volkes, der Völker pervertiert und die Konstitution einer Ethik des Paares verhindert.

#### DER DOPPELTE SINN DES WORTES NATUR

Die sexuelle Befreiung unserer Zeit hat keine neue *Ethik* der Sexualität hervorgebracht. Sie weist uns aber darauf hin, daß dies ein Problem ist, vor allem, weil Energien zwar freigesetzt, jedoch nicht in positiver Form ausgelebt werden können. Sie fallen in natürliche Unmittelbarkeit zurück: in den Zwang zu gebären, in mühsam in den sado-masochistischen Szenarien kanalisierte Gewalt, die Regression auf animalisches Verhalten (Werben?) im erotischen Akt, in Angst und Zerstörung zwischen den Geschlechtern...

Sicher, es geht nicht darum, zu einer repressiveren, moralisierenderen Auffassung von Sexualität zurückzukehren. Im Gegenteil, es ist notwendig, eine Kunst des Sexuellen, eine geschlechtlich differenzierte Kultur auszuarbeiten. Dabei geht es aber nicht einfach um die freie Verfügbarkeit der Körper zum Zwecke der Reproduktion oder zum Abbau von neuro-psychischen Spannungen.

Diese Verpflichtung der Frauen, in der Genealogie des *Ehemanns* zu gebären, korrespondiert historisch gesehen mit dem Beginn einer *Nicht-Achtung der Natur*; an die Stelle der Fruchtbarkeit der Erde tritt ein Begriff oder Entwurf

von Natur, der seinen religiösen Charakter, seine Verbindung mit der Göttlichkeit von Frauen und der Beziehung von Mutter und Tochter fallenläßt. Paradoxaerweise wird der Kult der Mutter in unseren Kulturen oft von Verachtung und Vergessen der Natur begleitet. Es ist wahr, daß es sich in den patriarchalen Genealogien um die *Mutter des Sohnes* handelt, zum Nachteil der Mutter der Tochter. Der Kult der Mutter des Sohnes bindet unsere Tradition an den Fixpunkt des Mutter-Sohn-Inzests und seines Tabus. Unsere Gesellschaften vergessen, daß in der Faszination dieses Inzests die Genealogie der Frau bereits in die des Mannes eingegangen ist.

Durch diese Geste der Reduktion der einen Genealogie auf die andere wird für alle, die nicht darüber nachdenken, die Bestimmung zweier, in ihrer Geschlechtszugehörigkeit verschiedenen Geschlechter unmöglich oder zumindest schwierig. Der Mann bezieht sich auf seinen Vater, wenn es um Namen und Besitz geht, auf seine Mutter in der Frage der natürlichen Unmittelbarkeit. Die Frau muß sich ihrem Ehemann und der Reproduktion unterwerfen. Das bedeutet, daß das Geschlecht in seiner Geschlechtlichkeit nie sublimiert wird. *Das Geschlecht wird mit der Gattung durcheinandergebracht*. Es wird zum menschlichen Geschlecht, zur menschlichen Natur etc., definiert innerhalb der patriarchalen Kultur. Dieses Geschlecht entspricht einem Volk von Menschen-Männern, das, bewußt oder unbewußt, die Möglichkeit eines anderen – weiblichen – Geschlechts zurückweist. Es gibt nur das menschliche Geschlecht, in dem das konkrete Geschlecht keinen anderen Wert hat als den, die Gattung zu reproduzieren. Unter diesem Gesichtspunkt wäre das Geschlecht immer der *Verwandtschaftsstruktur unterworfen*. Der Mann und die Frau wären im Denken und in der Kultur ihrer geschlechtlichen Differenz nicht zur

Reife gelangt. Sie wären mehr oder weniger geschlechtlich unterschiedene Kinder und Jugendliche, dann fortpflanzungsfähige Erwachsene. Die Familie dient in dieser Perspektive dem Besitz, dem väterlichen Vermögen und der Erzeugung von Kindern. Sie ist keine Zelle, in der die individuellen Unterschiede respektiert und kultiviert werden.

Was das Leben angeht, so muß man feststellen, daß die Rechte ungleich verteilt sind und daß sie sich vor allem für die Frauen oft in Pflichten verkehren: Kinder zu gebären, sexuelle Pflichten etc. Keine Rechtsprechung schützt die Frauen in Hinsicht auf ihr Leben. Diese Anomalie wird oft der Autorität der religiösen Moral in Fragen der Sitten und der Reproduktion zugeschrieben. Dieser Einfluß, Fortbestand alter gynakokratischer Traditionen, ist heute von patriarchalischen Imperativen gekennzeichnet: dem Ehemann Güter verschaffen, dem Staat Kinder...

Es ist angebracht, daß wir den Begriff von Natur, der diesen Imperativen zugrundeliegt, neu interpretieren. Oft geht es nicht um das Leben, sondern um eine Idee des Lebens und um den Stil des richtigen, lebenswerten Lebens. Aber der Wert, die Werte, die es prägen, werden auf der Seite des Volkes der Männer gedacht; sie entsprechen den Frauen nicht, noch sind sie in dem Recht, ihr Leben, ihre Güter zu schützen, verankert. Es sind zwar in den letzten Jahrzehnten einige Veränderungen in den Rechten der Frauen errungen worden, aber sie sind Rückschritten unterworfen. Sie sind durch partiellen und örtlichen Druck zustande gekommen, während es darum geht, das gesamte Recht daraufhin zu überdenken, ob es den Bedürfnissen, Wünschen und Eigenarten zweier verschiedener Geschlechter angemessen ist.

Es gibt Männer und Frauen, die diesen Problemen die Liebe entgegenhalten. Aber die Liebe ist nur zu zweit möglich, in einer Beziehung, die nicht von einem Geschlecht bestimmt wird und nicht der Reproduktion unterworfen ist. Sie erfordert die Aufnahme der Rechte beider in das bürgerliche Recht. Die Festschreibung der Rechte des Paares im bürgerlichen Recht hätte zur Folge, daß die individuelle Moral sich in eine kollektive verwandelte, daß die Beziehungen zwischen den Geschlechtern in der Familie oder ihrer Entsprechung in Rechte und Pflichten gegenüber der Kultur allgemein umgewandelt würden. Die Religion könnte dann die Bedeutung einer Beziehung zum Göttlichen für beide Geschlechter wiedergewinnen. Sie würde sich aus der Bevormundung eines Geschlechts und dessen einseitiger Verfügungsgewalt befreien. Was in der Tat nicht sehr göttlich ist! Außerdem wird die Festschreibung der Rechte beider Geschlechter in die Instanzen, die die Kultur und Gesellschaft repräsentieren, zur Folge haben, daß bürgerliches Recht und Naturrecht nicht mehr gespalten sind; sie wird einem konkreten Privatrecht Platz schaffen, das den Erfordernissen des Lebens eines(r) jeden Rechnung trägt. Was bedeutet das Recht auf Privateigentum noch, wenn die Verpestung der Luft, der Gestank, der Lärm, die durch die Medien verbreitete Gewalt etc. in jedem(r) die sinnlichen *Wahrnehmungen* zerstören, die für Leben und Geist unverzichtbar sind? Nichts anderes als eine ziemlich abstrakte, auf Geld gegründete Forderung, ohne große Sorge um die Körper, Liebe und Intelligenz derer, die diesen begrenzten, oft teuer bezahlten Raum bewohnen.

Diese Lebensbedingungen tragen nicht zur Entfaltung der menschlichen Völker bei. Im Gegenteil, unterdrückt in

ihrem Empfindungsvermögen, entnervt von einer Art zu leben, die selten friedlich ist, überbeansprucht durch den Einsatz des mikro- und makroökonomischen Konkurrenzkampfes geraten sie außer sich, drängen sie zum Krieg als einem Mittel, das wieder etwas Ordnung schaffen und einen neuen Horizont eröffnen wird. Das ist oft so gewesen, und es kann nicht anders werden, wenn sich nicht eine Ethik des Paares durchsetzt, die die Individuen, Völker und Staaten verbindet. Kriege entstehen, wenn diese sich zu weit von ihren natürlichen Möglichkeiten entfernen und wenn die Akkumulation abstrakter Energie, die daraus folgt, weder von den Menschen zu kontrollieren ist, noch konkreter Verantwortung unterstellt werden kann. Der Wahnsinn bestimmt dann einen konkreten Opfereinsatz, um die wachsende Abstraktion zu reduzieren.

Mit der Perspektive einer geschlechtlich differenzierten sozialen und kulturellen Ethik könnte die Geschichte eine kontinuierlichere Entwicklung nehmen und wäre den periodischen Expansionen und Einschränkungen weniger unterworfen.

## KÖRPER-AN-KÖRPER MIT DER MUTTER

Montréal, den 31. Mai 1980

5. Kolloquium zur psychischen Gesundheit (Quebeck):  
*«Frauen und Wahnsinn»*

Ich möchte zu Beginn dem Organisationskomitee des Kolloquiums dafür danken, daß es *«Frauen und Wahnsinn»* zum Gegenstand dieses Treffens gemacht hat, das heißt, dazu beigetragen hat, das Schweigen über ein schweres, viel zu oft im verborgenen gehaltenes Leiden von Frauen zu durchbrechen.

Ich wundere mich – und eigentlich wundere ich mich leider gar nicht, das würde ich aber gern weiterhin tun –, daß so wenige praktizierende Männer hier sind, um zu hören, was die Frauen über ihren Wahnsinn zu sagen haben. Die Abwesenheit der Ärzte, obwohl sie überwiegend diese kranken Frauen behandeln, ist ein Symptom ihrer Praxis, insbesondere ihrer psychiatrischen Praxis. Was die Frauen sagen, bedeutet ihnen offenbar wenig. Um zu wissen, was mit ihnen ist und welche Behandlung ihnen zu verordnen ist, sind sie sich selbst genug. Kein Bedarf, die Frauen zu hören! Das erklärt zweifellos ihre Wahl der Therapie.

Dabei habe ich so oft erfahren, wie Männer sich über geschlossene Veranstaltungen von Frauen aufregen, wie sie um jeden Preis in sie eindringen, sich zwischen die Frauen drängen wollen, daß ich ihre Abwesenheit heute für umso bedeutsamer halte. Sie waren nicht ausgeschlossen von diesem Kolloquium, in dem überwiegend Frauen das Wort er-

greifen. Wie kommt es, daß ihre Neugier sie nicht dazu gebracht hat, herzukommen und zuzuhören? Es bleibt denjenigen, die hier sind, überlassen zu begreifen, warum und wodurch sie eine Ausnahme bilden!

Sollte es bei dem, was die anderen, die Mehrheit der Praktiker also, zurückgehalten hat, um eine Frage der Macht gehen? Sie dominieren dieses Kolloquium nicht. Oder handelt es sich um Scham angesichts der heute morgen vorgelegten Statistiken, die die eindrucksvolle Zahl psychiatrischer Internierungen von Frauen belegen (insbesondere von denen, die gegen ihren Willen von der Familie dort untergebracht worden sind: Die Krankenanstalt übernimmt für sie die Funktion der Inhaftierung und sorgt dafür, daß ihre Behandlung eine chemotherapeutische und keine psychotherapeutische ist)? Oder sollte es gar Gering-schätzung sein, weil das Kolloquium von und für Frauen organisiert ist? Oder sexuelle Indifferenz? Ich lasse die Interpretation offen.

Diese Abwesenheit ist jedenfalls für sich allein schon eine Erklärung für den Wahnsinn bei Frauen: Ihre Rede wird nicht gehört. Sie haben kein Recht auf Anhörung; was sie sagen, findet keine Berücksichtigung bei der Ausarbeitung der Diagnosen und den therapeutischen Entscheidungen, die sie allein betreffen. Die seriösen wissenschaftlichen Diskurse und Praktiken bleiben das Privileg der Männer, ebenso wie die Regelung des Politischen im Allgemeinen und des ganz Privaten in unserem Leben als Frauen. Überall, in allem, bestimmen ihre Reden, ihre Werte, ihre Träume und ihr Begehren das Gesetz. Überall und in allem definieren sie die soziale Funktion und Rolle der Frauen und sogar schon die sexuelle Identität, die sie haben oder nicht haben dürfen. Sie sind es, die wissen, sie haben den Zugang zur Wahrheit. Wir nicht, wir haben allenfalls Einbildungen oder erfinden etwas!

Wie mir ein besonders «ehrlicher» Freund vor kurzem gestand – nicht ohne sich über diese Entdeckung bei sich selbst zu wundern – : «Es stimmt, ich habe immer gedacht, alle Frauen seien verrückt.» Und er fügte hinzu: «Zweifelloso wollte ich mir auf diese Weise die Frage nach meiner eigenen Verrücktheit ersparen.»

Das Problem stellt sich tatsächlich auf diese Weise. Jedes Geschlecht hat einen Bezug zum Wahnsinn. Jedes Begehren hat einen Bezug zum Wahnsinn. Aber augenscheinlich hält sich das eine Begehren für die Weisheit, das Maß und die Wahrheit und überläßt dem anderen Geschlecht die ganze Bürde des Wahnsinns, den es sich selbst nicht zuschreiben, nicht zugestehen will.

Dieser Bezug des Begehrens zum Wahnsinn ist in besonderer Weise in der Beziehung zur Mutter angelegt. Beim Mann ebenso wie bei der Frau. Aber der Mann entzieht sich ihr sehr häufig und lastet sie der Frau auf – den Frauen.

Die Beziehung zur Mutter ist «*désir fou*», verrücktes Begehren, denn sie ist der «dark continent» par excellence. Sie liegt im Schatten unserer Kultur, ist ihre Nachtseite, ihre Unterwelt. Und die Männer können ihr keineswegs leichter (eher weniger leicht) entkommen als die Frauen. Und wenn heute eine derartige Polarisierung in den Fragen von Schwangerschaftsverhütung und Abtreibung besteht, liegt das nicht daran, daß man der Frage entgegen will: Was hat es mit der imaginären und symbolischen Beziehung zur Mutter, der Mutter-Frau auf sich? Was ist mit dieser Frau außerhalb ihrer sozialen und materiellen Rolle als Gebälerin von Kindern, als Ernährerin, als Reproduzentin von Arbeitskraft?

Die mütterliche Funktion unterspannt die soziale Ordnung und die Ordnung des Begehrens, aber sie wird immer

im Bereich des Bedürfnisses belassen. Innerhalb der Befriedigung individueller und kollektiver Bedürfnisse wird die weibliche, mütterliche Stärke in Bezug auf das Begehren häufig zunichte gemacht, vor allem in seiner religiösen Dimension.

Das Begehren von ihr, ihr eigenes, das ist es, was das Gesetz des Vaters untersagen soll – das Gesetz aller Väter: Väter der Familien, Väter von Nationen, Religionsväter, Väter-Professoren, Väter-Mediziner, Liebhaber-Väter etc. Moralische Väter oder unmoralische, immer intervenieren sie, um das Begehren der Mutter zu kontrollieren, zu verdrängen. Das entspricht ihrer Vorstellung vom gesunden Menschenverstand, wenn nicht gar von Tugend und Heiligkeit!

Vielleicht haben wir eine Geschichtsepoche erreicht, in der sich die Frage nach der Herrschaft der Väter nicht mehr umgehen läßt. Es sind mehrere Gründe, die diese Frage hervorrufen oder stützen. Die Empfängnisverhütung und die Abtreibung stellen die Frage nach dem Sinn der Mutterschaft, und die Frauen sind (vor allem infolge ihres Eintritts in den Produktionszusammenhang und aufgrund ihrer Erfahrungen dort) auf der Suche nach ihrer geschlechtlichen Identität und beginnen, aus dem Schweigen und der Anonymität herauszutreten.

Seitdem wird in den alltäglichsten Fakten ebenso wie im Gesamtzusammenhang unserer Gesellschaft und unserer Kultur deutlich, daß ihrem Funktionieren ein Muttermord zugrundeliegt.

Wenn Freud, insbesondere in *Totem und Tabu*, den Mord an dem Vater, dem Gründer der Urhorde, beschreibt und theoretisiert, vergißt er einen archaischeren Mord, den Mord an der Frau-Mutter: Er wurde notwendig durch die Errichtung einer bestimmten Ordnung innerhalb des Gemeinwesens.

Von einigen Zusätzen abgesehen funktioniert unser Imaginäres immer noch nach dem Schema, das in den griechischen Mythologien und Tragödien sichtbar wird. Ich greife daher das Beispiel des Mordes an Klytaimnestra aus der *Orestie* auf.

Klytaimnestra fügt sich zweifellos nicht in das Bild der Jungfrau-Mutter, das man uns seit Jahrhunderten als Ideal anbietet. Sie ist noch eine leidenschaftlich Liebende. Sie geht bis zum Verbrechen aus Leidenschaft, sie tötet ihren Ehemann. Aber warum?

Jahre über Jahre war er in der Fremde, nachdem er, zusammen mit anderen Männern, aufgebrochen war, um die schöne Helena zurückzugewinnen. Vielleicht ist dies der inzwischen vergessene Prototyp des Krieges zwischen Männern. Für das gute Gelingen seines militärischen Liebesfeldzuges ließ er Iphigenie, seine und Klytaimnestras heranwachsende Tochter, opfern. Er kehrt zurück mit einer anderen Frau, seiner Sklavin, seiner x-ten Mätresse zweifellos.

Auch Klytaimnestra hat sich einen Liebhaber genommen. Aber sie glaubte ihren Ehemann tot, seit der Zeit, als alle Nachrichten von ihm ausblieben. Dann tötet sie den ruhmbedeckt mit seiner Geliebten heimkehrenden Agamemnon. Sie tötet ihn aus Eifersucht, auch aus Angst vielleicht, und weil sie so lange unbefriedigt und frustriert geblieben ist. Sie tötet ihn auch, weil er ihre Tochter den Konflikten unter Männern geopfert hat, ein Motiv, das von den Autoren der Tragödien häufig vergessen wird.

Aber die neue Ordnung will, daß sie ihrerseits von ihrem Sohn getötet wird. Von ihrem Sohn, der durch das Orakel Apolls, des Lieblingssohnes von Zeus, dem Gott-Vater, inspiriert ist. Orest tötet seine Mutter, weil es die Vorherrschaft des Gott-Vaters und seine Aneignung der archa-

ischen Potenzen der Mutter-Erde fordern. Er tötet seine Mutter und verfällt darüber dem Wahnsinn, ebenso wie seine Schwester Elektra.

Elektra, die Tochter, wird wahnsinnig bleiben. Der muttermörderische Sohn hingegen muß aus dem Wahnsinn errettet werden, um die patriarchalische Ordnung zu begründen. Der schöne Apoll, Liebhaber eher von Männern als von Frauen, narzißtischer Liebhaber männlicher Körper und männlicher Rede, ein Liebhaber, der kaum mehr Liebe macht als seine Schwester Athena, Kind des Zeus, dieser Apoll hilft Orest aus seinem Wahnsinn heraus.

Dieser Wahnsinn stellt sich übrigens in Gestalt einer Schar rasender Frauen dar, die ihn überall verfolgen und heimsuchen, gespenstische Phantome der wiederkehrenden Mutter: die Erinnyen. Diese Frauen schreien nach Rache. Sie jagen gemeinsam den mörderischen Sohn der Mutter. Es sind Frauen im Kampf, gewissermaßen revolutionäre Hysterikerinnen, die sich gegen die patriarchalische Macht erheben, die dabei ist, sich durchzusetzen.

All das ist, wie Sie sehen, immer noch von außerordentlicher Aktualität. Die dem Patriarchat zugrundeliegende Mythologie hat sich nicht verändert. Was uns die *Orestie* beschreibt, findet immer noch statt. So wie auch hier und da noch immer dienstbare Athenen auftauchen, hervorgegangen einzig und allein aus dem Kopf des Vater-Königs, die ganz und gar in seinem Dienst oder im Dienst der jeweiligen Machthaber stehen und die kämpfenden Frauen unter ihrem Heiligtum einkern, damit sie die neue Ordnung der Häuser, die Ordnung der Stadt, die einzige Ordnung seitdem, nicht stören. Diese dienstbaren Athenen, perfekte Modelle der Weiblichkeit, immer von Kopf bis Fuß verhüllt und maskiert, sehr würdevoll, Sie werden sie an folgendem

Merkmal erkennen: Sie sind außerordentlich verführerisch, was nicht unbedingt heißen soll, daß sie auch verführen, aber Lieben, sich der Liebe hingeben, interessiert sie nicht.

Der Mord an der Mutter endet also mit der Straffreiheit des Sohnes und dem Einschluß des Wahnsinns der Frauen – und der Frauen in den Wahnsinn – und dem Entstehen des Bildes der jungfräulichen Göttin, die, geboren vom Vater, unter Mißachtung ihrer Mutter allein seinem Gesetz gehorcht.

Wenn später Ödipus seine Mutter lieben wird, dann wird ihm das zunächst, wenn man so sagen kann, nicht geschadet haben. Dagegen wird er blind oder wahnsinnig werden, sobald er weiß, daß es seine Mutter war: Seine Mutter, die er nach seiner Mythologie bereits getötet hat, als er dem Urteilspruch des Vaters der Götter gehorchte.

Das ist eine mögliche Interpretation, die allerdings nie gegeben wird. Das Geschehen ist immer auf das widerrechtliche Einnehmen der Stelle des Vaters, auf den symbolischen Mord an dem Vater bezogen worden. Aber Ödipus reaktualisiert zweifellos den Wahnsinn des Orest. Er hat Angst vor seiner Mutter, sobald sie sich ihm als seine Mutter enthüllt. Sein ursprüngliches Verbrechen kommt ihm als Echo zurück, er fürchtet und verabscheut seine Tat und auch die, die das Objekt dieser Tat war. Als zweites hat er gegen das Gesetz des Vaters verstoßen.

Baut nicht jede analytisch inspirierte Theorie und Praxis auf dieser Ambivalenz des Ödipus gegenüber seinem Vater auf? Eine Ambivalenz, deren Objekt der Vater ist, die aber rückwirkend auf die archaische Beziehung zum Körper der Mutter projiziert wird. Und gewiß spricht die Psychoanalyse, wenn sie sich mit dem Triebleben beschäftigt, von der Brust der Mutter, der Milch, die sie uns zu trinken gibt, von

den Exkrementen, die sie entgegennimmt (einem «Geschenk», für das sie sich mehr oder minder interessiert), und sogar von ihrem Blick und ihrer Stimme. Dennoch interessiert sie sich zu wenig dafür. Entspricht nicht außerdem dieses ganze Körper-an-Körper-Sein mit der Mutter, das nicht ohne Schwierigkeiten verläuft, bereits post-ödipalen Phantasien? Wird es nicht von Ödipus ausgehend rückprojiziert? Ist die Mutter nicht bereits durch den ödipalen Haß in Stücke zerrissen, wenn sie auf diese Weise in Phasen zerlegt wird, wobei jeder Teil ihres Körpers zunächst besetzt, dann aber die Besetzung – um erwachsen zu werden – wieder abgezogen werden soll? Und wenn Freud von dem Zerreißen des Vaters durch die Söhne der Urhorde spricht, vergißt er dann nicht, in aller Verleugnung und Verkennung, diejenige, die zwischen Sohn und Vater, zwischen den Söhnen zerrissen worden ist?

Die *Partialtriebe* würden vor allem den Körper betreffen, der uns *vollständig* und *ganz* zur Welt gebracht hat. Der Genitaltrieb wäre der, dem zufolge der phallische Penis der Mutter die Macht wieder nehmen würde, die Macht, Leben zu geben, zu nähren, zu beherbergen, zu zentrieren. Richtet der Phallus sich dort auf, wo die Nabelschnur war? Er wird durch den Mann-Vater zum Organisator der Welt dort, wo die Nabelschnur, die erste Verbindung zur Mutter, dem Körper des Mannes und der Frau das Leben gegeben hat. Das geschah in der ursprünglichen Gebärmutter, der Nährmutter, dem Fruchtwasser, den ersten Umhüllungen, wo sich Kind und Mutter durch Vermittlung des Blutes als *Ganzes* erfuhren. Wo Mutter und Kind, natürlich in einer nicht symmetrischen Beziehung, miteinander verbunden sind, vor jeder Trennung und vor jeder Zerstückelung ihrer Körper.

Die Psychoanalytiker sehen diesen ersten Augenblick – der im übrigen nicht sichtbar ist – nicht. Foetale Situation oder foetale Regression, sagen sie, über die es nicht viel zu sagen gibt. Ein glattes Verbot. Es gäbe dort die Gefahr der Verschmelzung, des Todes, des tödlichen Schlafs, wenn der Vater nicht dieses zu enge Band mit der Ur-Matrix zerschneiden würde; indem er an deren Stelle die Matrix seiner Sprache setzt? Aber die Ausschließlichkeit seines Gesetzes schließt diesen ersten Körper, diese erste Behausung, diese erste Liebe, aus. Sie opfert sie, um daraus Stoff für das Imperium einer Sprache zu machen, die das männliche Geschlecht so stark privilegiert, daß sie es mit dem menschlichen Geschlecht verwechselt.

Wenn dem Kind gemäß dieser Ordnung der Eigenname gegeben wird, tritt dieser bereits an die Stelle des ursprünglichsten Merkmals der Geburt: des *Nabels*. Der Eigenname und sogar schon der Vorname sind immer schon eine Verschiebung im Verhältnis zu dieser ursprünglichsten Spur der Identität: der Narbe aufgrund der durchtrennten Nabelschnur. Der Eigenname und auch der Vorname gleiten über den Körper wie Bekleidungsstücke, Identitätsstücke – äußerlich.

Doch der Psychoanalytiker, gleichgültig welchen Gebrauch er von dem Gesetz, dem Symbolischen, von der Sprache und dem Eigennamen (dem Namen des Vaters) macht, hält sich in seiner Praxis im allgemeinen hinter dem Analysanden auf, so wie die Mutter, zu der man sich nicht umwenden darf. Man soll vorankommen, voranschreiten, fortgehen, indem man sie vergißt. Und wenn der Patient sich umdrehen würde, vielleicht wäre sie dann verschwunden? Hätte er sie vernichtet?

Die soziale Ordnung, unsere Kultur und selbst die Psy-

ischen Potenzen der Mutter-Erde fordern. Er tötet seine Mutter und verfällt darüber dem Wahnsinn, ebenso wie seine Schwester Elektra.

Elektra, die Tochter, wird wahnsinnig bleiben. Der muttermörderische Sohn hingegen muß aus dem Wahnsinn errettet werden, um die patriarchalische Ordnung zu begründen. Der schöne Apoll, Liebhaber eher von Männern als von Frauen, narzißtischer Liebhaber männlicher Körper und männlicher Rede, ein Liebhaber, der kaum mehr Liebe macht als seine Schwester Athena, Kind des Zeus, dieser Apoll hilft Orest aus seinem Wahnsinn heraus.

Dieser Wahnsinn stellt sich übrigens in Gestalt einer Schar rasender Frauen dar, die ihn überall verfolgen und heimsuchen, gespenstische Phantome der wiederkehrenden Mutter: die Erinnyen. Diese Frauen schreien nach Rache. Sie jagen gemeinsam den mörderischen Sohn der Mutter. Es sind Frauen im Kampf, gewissermaßen revolutionäre Hysterikerinnen, die sich gegen die patriarchalische Macht erheben, die dabei ist, sich durchzusetzen.

All das ist, wie Sie sehen, immer noch von außerordentlicher Aktualität. Die dem Patriarchat zugrundeliegende Mythologie hat sich nicht verändert. Was uns die *Orestie* beschreibt, findet immer noch statt. So wie auch hier und da noch immer dienstbare Athenen auftauchen, hervorgegangen einzig und allein aus dem Kopf des Vater-Königs, die ganz und gar in seinem Dienst oder im Dienst der jeweiligen Machthaber stehen und die kämpfenden Frauen unter ihrem Heiligtum einkern, damit sie die neue Ordnung der Häuser, die Ordnung der Stadt, die einzige Ordnung seitdem, nicht stören. Diese dienstbaren Athenen, perfekte Modelle der Weiblichkeit, immer von Kopf bis Fuß verhüllt und maskiert, sehr würdevoll, Sie werden sie an folgendem

Merkmal erkennen: Sie sind außerordentlich verführerisch, was nicht unbedingt heißen soll, daß sie auch verführen, aber Lieben, sich der Liebe hingeben, interessiert sie nicht.

Der Mord an der Mutter endet also mit der Straffreiheit des Sohnes und dem Einschluß des Wahnsinns der Frauen – und der Frauen in den Wahnsinn – und dem Entstehen des Bildes der jungfräulichen Göttin, die, geboren vom Vater, unter Mißachtung ihrer Mutter allein seinem Gesetz gehorcht.

Wenn später Ödipus seine Mutter lieben wird, dann wird ihm das zunächst, wenn man so sagen kann, nicht geschadet haben. Dagegen wird er blind oder wahnsinnig werden, sobald er weiß, daß es seine Mutter war: Seine Mutter, die er nach seiner Mythologie bereits getötet hat, als er dem Urteilspruch des Vaters der Götter gehorchte.

Das ist eine mögliche Interpretation, die allerdings nie gegeben wird. Das Geschehen ist immer auf das widerrechtliche Einnehmen der Stelle des Vaters, auf den symbolischen Mord an dem Vater bezogen worden. Aber Ödipus reaktualisiert zweifellos den Wahnsinn des Orest. Er hat Angst vor seiner Mutter, sobald sie sich ihm als seine Mutter enthüllt. Sein ursprüngliches Verbrechen kommt ihm als Echo zurück, er fürchtet und verabscheut seine Tat und auch die, die das Objekt dieser Tat war. Als zweites hat er gegen das Gesetz des Vaters verstoßen.

Baut nicht jede analytisch inspirierte Theorie und Praxis auf dieser Ambivalenz des Ödipus gegenüber seinem Vater auf? Eine Ambivalenz, deren Objekt der Vater ist, die aber rückwirkend auf die archaische Beziehung zum Körper der Mutter projiziert wird. Und gewiß spricht die Psychoanalyse, wenn sie sich mit dem Triebleben beschäftigt, von der Brust der Mutter, der Milch, die sie uns zu trinken gibt, von

den Exkrementen, die sie entgegennimmt (einem «Geschenk»), für das sie sich mehr oder minder interessiert), und sogar von ihrem Blick und ihrer Stimme. Dennoch interessiert sie sich zu wenig dafür. Entspricht nicht außerdem dieses ganze Körper-an-Körper-Sein mit der Mutter, das nicht ohne Schwierigkeiten verläuft, bereits post-ödipalen Phantasien? Wird es nicht von Ödipus ausgehend rückprojiziert? Ist die Mutter nicht bereits durch den ödipalen Haß in Stücke zerrissen, wenn sie auf diese Weise in Phasen zerlegt wird, wobei jeder Teil ihres Körpers zunächst besetzt, dann aber die Besetzung – um erwachsen zu werden – wieder abgezogen werden soll? Und wenn Freud von dem Zerreißen des Vaters durch die Söhne der Urhorde spricht, vergift er dann nicht, in aller Verleugnung und Verkennung, diejenige, die zwischen Sohn und Vater, zwischen den Söhnen zerrissen worden ist?

Die *Partialtriebe* würden vor allem den Körper betreffen, der uns *vollständig* und ganz zur Welt gebracht hat. Der Genitaltrieb wäre der, dem zufolge der phallische Penis der Mutter die Macht wieder nehmen würde, die Macht, Leben zu geben, zu nähren, zu beherbergen, zu zentrieren. Richtet der Phallus sich dort auf, wo die Nabelschnur war? Er wird durch den Mann-Vater zum Organisator der Welt dort, wo die Nabelschnur, die erste Verbindung zur Mutter, dem Körper des Mannes und der Frau das Leben gegeben hat. Das geschah in der ursprünglichen Gebärmutter, der Nährmutter, dem Fruchtwasser, den ersten Umhüllungen, wo sich Kind und Mutter durch Vermittlung des Blutes als *Ganzes* erfuhren. Wo Mutter und Kind, natürlich in einer nicht symmetrischen Beziehung, miteinander verbunden sind, vor jeder Trennung und vor jeder Zerstückelung ihrer Körper.

Die Psychoanalytiker sehen diesen ersten Augenblick – der im übrigen nicht sichtbar ist – nicht. Foetale Situation oder foetale Regression, sagen sie, über die es nicht viel zu sagen gibt. Ein glattes Verbot. Es gäbe dort die Gefahr der Verschmelzung, des Todes, des tödlichen Schlags, wenn der Vater nicht dieses zu enge Band mit der Ur-Matrix zerschneiden würde; indem er an deren Stelle die Matrix seiner Sprache setzt? Aber die Ausschließlichkeit seines Gesetzes schließt diesen ersten Körper, diese erste Behausung, diese erste Liebe, aus. Sie opfert sie, um daraus Stoff für das Imperium einer Sprache zu machen, die das männliche Geschlecht so stark privilegiert, daß sie es mit dem menschlichen Geschlecht verwechselt.

Wenn dem Kind gemäß dieser Ordnung der Eigenname gegeben wird, tritt dieser bereits an die Stelle des ursprünglichsten Merkmals der Geburt: des *Nabels*. Der Eigenname und sogar schon der Vorname sind immer schon eine Verschiebung im Verhältnis zu dieser ursprünglichsten Spur der Identität: der Narbe aufgrund der durchtrennten Nabelschnur. Der Eigenname und auch der Vorname gleiten über den Körper wie Bekleidungsstücke, Identitätsstücke – äußerlich.

Doch der Psychoanalytiker, gleichgültig welchen Gebrauch er von dem Gesetz, dem Symbolischen, von der Sprache und dem Eigennamen (dem Namen des Vaters) macht, hält sich in seiner Praxis im allgemeinen hinter dem Analysanden auf, so wie die Mutter, zu der man sich nicht umwenden darf. Man soll vorankommen, voranschreiten, fortgehen, indem man sie vergiftet. Und wenn der Patient sich umdrehen würde, vielleicht wäre sie dann verschwunden? Hätte er sie vernichtet?

Die soziale Ordnung, unsere Kultur und selbst die Psy-

choanalyse wollen es so: Die Mutter muß verboten bleiben, ausgeschlossen. Der Vater verbietet das Körper-an-Körper-Sein mit der Mutter.

Ich hätte Lust hinzuzufügen: Wenn es wenigstens so wäre! Wir wären so viel glücklicher und in Frieden mit unserem Körper, nach dem die Männer ein so großes Verlangen haben, um ihrer Libido und vor allem ihrem Leben und ihrer Kultur Nahrung zu geben. Denn das Verbot verhindert bestimmte Abweichungen, bestimmte Verblendungen nicht.

Aber wo findet für uns das Imaginäre und das Symbolische des intrauterinen Lebens, des ersten Körper-an-Körper-Seins mit der Mutter statt? Welcher Nacht, welchem Wahn sind sie überlassen?

Und die Beziehung zur Plazenta, dieser ersten Behausung, die uns umgibt und deren Widerschein wir überall mit uns tragen, gleich einem Urvertrauen, gewonnen in frühester Zeit. Wie zeigt sie sich in unserer Kultur?

Solange keine Vorstellung davon existiert, besteht immer die Gefahr, die ursprüngliche Gebärmutter wieder einzuvernehmen, Zuflucht zu suchen in jedem offenen Körper, ständig im Körper anderer Frauen zu wohnen und zu nisten.

So erscheint die Öffnung der Mutter, sogar die Öffnung zur Mutter als Bedrohung, als Gefahr vor Ansteckung, vor Krankheit, als Abgrund, der zu Krankheit, zum Wahnsinn führt. Offensichtlich gibt es dort nichts, was erlaube, sicheren Schritts voranzuschreiten. Keine Jakobsleiter, um zur Mutter zurückzukehren. Die Jakobsleiter steigt immer zum Himmel auf, zum Vater und seinem Reich.

Und wer würde im übrigen an die Unschuld dieser Mutterbindung glauben, wenn doch das Verbrechen, das gegen

sie bis jetzt wieder und wieder begangen worden ist, sich bei dem wiederholt, der sich mit ihr zu verbinden sucht?

Die Mutter ist zum verschlingenden Monstrum geworden, in Umkehrung der blinden Konsumtion ihrer selbst. Ihr Bauch und manchmal auch ihre Brust sind gedehnt und geweitet durch die Schwangerschaft, die Geburt, durch das Leben, das sie ohne Gegenleistung schenkt. Es sei denn, die Gegenleistung wäre der reale und kulturelle Mord, um die Schuld zu annullieren? Die Abhängigkeit zu vergessen? Ihre Macht zu vernichten?

Der unveränderliche Charakter dessen, was man in den analytischen Therapien Oralität nennt, der grenzenlose Durst, der Wunsch, von ihr, der Mutter, bis zum Bersten gefüllt zu werden, von dem man uns so viel erzählt und der bestimmte Kuren unmöglich machen soll, dieser Schlundcharakter eines Säuglingsmundes – und auch des weiblichen Geschlechts –, ist er nicht bereits vom ödipalen Haß aus gedacht und phantasiert? Es gibt keinen vernünftigen Grund anzunehmen, daß der Hunger eines Kindes oder der sexuelle Appetit einer Frau unstillbar wären. Alles beweist das Gegenteil. Aber diese Mundöffnung des Kindes und jedes Begehren werden zum Abgrund, wenn der Aufenthalt *in utero* zensiert wird und wenn die Narbe, die die Trennung von dieser ersten Behausung, dieser ersten Amme, hinterläßt, ungedacht und uninterpretiert bleibt. Beinhaltet das, was das Kind von der Mutterbrust begehrt, nicht das Verlangen, «alles» zu bekommen? Alles, was es im Bauch seiner Mutter bekommen hat: Das Leben, das Haus – dasjenige, in dem es wohnt, und das seines Körpers –, die Nahrung, die Luft, die Wärme, die Bewegung etc. Dieses «alles» verlagert sich in die orale Gier, statt in seinem Raum, in seiner Zeit angesiedelt zu werden, und in der Trennung davon.

Die unheilbare und irreparable Wunde ist die, die die Durchtrennung der Nabelschnur hinterläßt. Wenn der Vater oder die Mutter Ödipus mit dem Messer oder der Schere drohen, vergessen sie, daß die Schnur bereits durchgeschnitten ist und daß es genügt, das zur Kenntnis zu nehmen.

Das Problem liegt darin, daß der Vater, der der Mutter die Zeugungsmacht verweigert und der der alleinige Schöpfer, der Vater sein will, daß er der körperlich-sinnlichen archaischen Welt ein Symbol- und Sprachuniversum überstülpt, das in dieser nicht mehr verwurzelt ist, es sei denn, es wäre im Bauch der Frauen und am Ort ihrer Identität wie in einem Loch verankert. Auf diese Weise wird in vielen patriarchalischen Traditionen ein Pfahl, eine Achse in die Erde hineingetrieben, um den geheiligten Raum einzugrenzen. Den Versammlungsraum der Männer, der auf einer Opferung begründet ist. Die Frauen werden dort eventuell als passive Zuschauerinnen toleriert.

Die Fruchtbarkeit der Erde ist als Opfer dargebracht worden, um den kulturellen Horizont der Vater-Sprache (die zu Unrecht Muttersprache genannt wird) abzustecken. Aber das wird nicht gesagt. Dem Vergessen der Narbe des Nabels entspricht ein Loch in der Struktur, dem Netz der Sprache.

Manche möchten dieses Fangnetz der mütterlichen Macht, der phallischen Mutter zuschreiben. Aber in dieser Zuschreibung gleicht es eher einem Schutzgitter, das der Mann-Vater oder seine Söhne über die Abgründe eines stummen und bedrohlichen Bauches projizieren. Bedrohlich, weil stumm?

Die Gebärmutter, die nicht als Ort des ersten Aufenthalts gedacht wird, als die Stätte, wo wir Körper werden, wird von vielen Männern als verschlingender Mund phantasiert,

als Kloake oder als anales und urethrales Sammelbecken, als phallische Bedrohung oder bestenfalls als Stätte der Fortpflanzung. Und diese Gebärmutter verschmilzt mit dem ganzen Geschlecht der Frau, weil gültige Repräsentationen der weiblichen Sexualität fehlen.

Es existieren keine Worte, um über sie zu sprechen, es sei denn schmutzige, verstümmelnde. Daher die entsprechenden Affekte, die Angst, die Phobie, der Abscheu und das Grauen vor der Kastration.

Wie sollte man sie bei der Rückkehr zu dem, was immer geleugnet, verleugnet, für die Konstruktion der symbolischen, ausschließlich männlichen Welt geopfert worden ist, nicht verspüren?

Könnte die Kastrationsangst nicht die unbewußte Wiedererinnerung des Opfers sein, das die phallische Erektion als einzigen sexuellen Wert sanktioniert? Aber weder das Postulat noch der Name des Vaters reichen als Bürgschaft aus, um das Geschlecht des Sohnes aufrecht zu halten. Und es ist nicht der Vätermord, der die phallische Erektion stützt und bedroht, wie es uns die Psychoanalyse in einer Art Glaubensbekenntnis der patriarchalischen Tradition versichert. Es sei denn – aber das bleibt ungedacht – dieser Vätermord bedeutet nicht den Wunsch, seinen Platz einzunehmen, nicht ein rivalisierendes oder konkurrierendes Begehren, sondern den Wunsch, denjenigen zu beseitigen, der eigenmächtig das Band zur Mutter durchtrennt hat, um sich selbst die Zeugungsmacht der ganzen Welt, insbesondere der weiblichen anzueignen.

Die nicht-allmächtige phallische Erektion wäre dann eine männliche Version der Nabelschnur. Sie würde, wenn sie das Leben der Mutter respektierte – der Mutter in jeder Frau, der Frau in jeder Mutter –, die lebendige Verbindung zu ihr wiederholen. Da wo die Nabelschnur, dann die Brust

choanalyse wollen es so: Die Mutter muß verboten bleiben, ausgeschlossen. Der Vater verbietet das Körper-an-Körper-Sein mit der Mutter.

Ich hätte Lust hinzuzufügen: Wenn es wenigstens so wäre! Wir wären so viel glücklicher und in Frieden mit unserem Körper, nach dem die Männer ein so großes Verlangen haben, um ihrer Libido und vor allem ihrem Leben und ihrer Kultur Nahrung zu geben. Denn das Verbot verhindert bestimmte Abweichungen, bestimmte Verblendungen nicht.

Aber wo findet für uns das Imaginäre und das Symbolische des intrauterinen Lebens, des ersten Körper-an-Körper-Seins mit der Mutter statt? Welcher Nacht, welchem Wahn sind sie überlassen?

Und die Beziehung zur Plazenta, dieser ersten Behausung, die uns umgibt und deren Widerschein wir überall mit uns tragen, gleich einem Urvertrauen, gewonnen in frühester Zeit. Wie zeigt sie sich in unserer Kultur?

Solange keine Vorstellung davon existiert, besteht immer die Gefahr, die ursprüngliche Gebärmutter wieder einzunehmen, Zuflucht zu suchen in jedem offenen Körper, ständig im Körper anderer Frauen zu wohnen und zu nisten.

So erscheint die Öffnung der Mutter, sogar die Öffnung zur Mutter als Bedrohung, als Gefahr vor Ansteckung, vor Krankheit, als Abgrund, der zu Krankheit, zum Wahnsinn führt. Offensichtlich gibt es dort nichts, was erlaubte, sicheren Schritts voranzuschreiten. Keine Jakobsleiter, um zur Mutter zurückzukehren. Die Jakobsleiter steigt immer zum Himmel auf, zum Vater und seinem Reich.

Und wer würde im übrigen an die Unschuld dieser Mutterbindung glauben, wenn doch das Verbrechen, das gegen

sie bis jetzt wieder und wieder begangen worden ist, sich bei dem wiederholt, der sich mit ihr zu verbinden sucht?

Die Mutter ist zum verschlingenden Monstrum geworden, in Umkehrung der blinden Konsumtion ihrer selbst. Ihr Bauch und manchmal auch ihre Brust sind gedehnt und geweitet durch die Schwangerschaft, die Geburt, durch das Leben, das sie ohne Gegenleistung schenkt. Es sei denn, die Gegenleistung wäre der reale und kulturelle Mord, um die Schuld zu annullieren? Die Abhängigkeit zu vergessen? Ihre Macht zu vernichten?

Der unveränderliche Charakter dessen, was man in den analytischen Therapien Oralität nennt, der grenzenlose Durst, der Wunsch, von ihr, der Mutter, bis zum Bersten gefüllt zu werden, von dem man uns so viel erzählt und der bestimmte Kuren unmöglich machen soll, dieser Schlundcharakter eines Säuglingsmundes – und auch des weiblichen Geschlechts –, ist er nicht bereits vom ödipalen Haß aus gedacht und phantasiert? Es gibt keinen vernünftigen Grund anzunehmen, daß der Hunger eines Kindes oder der sexuelle Appetit einer Frau unstillbar wären. Alles beweist das Gegenteil. Aber diese Mundöffnung des Kindes und jedes Begehren werden zum Abgrund, wenn der Aufenthalt *in utero* zensiert wird und wenn die Narbe, die die Trennung von dieser ersten Behausung, dieser ersten Amme, hinterläßt, ungedacht und uninterpretiert bleibt. Beinhaltet das, was das Kind von der Mutterbrust begehrt, nicht das Verlangen, «alles» zu bekommen? Alles, was es im Bauch seiner Mutter bekommen hat: Das Leben, das Haus – dasjenige, in dem es wohnt, und das seines Körpers –, die Nahrung, die Luft, die Wärme, die Bewegung etc. Dieses «alles» verlagert sich in die orale Gier, statt in seinem Raum, in seiner Zeit angesiedelt zu werden, und in der Trennung davon.

Die unheilbare und irreparable Wunde ist die, die die Durchtrennung der Nabelschnur hinterläßt. Wenn der Vater oder die Mutter Ödipus mit dem Messer oder der Schere drohen, vergessen sie, daß die Schnur bereits durchschnitten ist und daß es genügt, das zur Kenntnis zu nehmen.

Das Problem liegt darin, daß der Vater, der der Mutter die Zeugungsmacht verweigert und der der alleinige Schöpfer, der Vater sein will, daß er der körperlich-sinnlichen archaischen Welt ein Symbol- und Sprachuniversum überstülpt, das in dieser nicht mehr verwurzelt ist, es sei denn, es wäre im Bauch der Frauen und am Ort ihrer Identität wie in einem Loch verankert. Auf diese Weise wird in vielen patriarchalischen Traditionen ein Pfahl, eine Achse in die Erde hineingetrieben, um den geheiligten Raum einzugrenzen. Den Versammlungsraum der Männer, der auf einer Opferung begründet ist. Die Frauen werden dort eventuell als passive Zuschauerinnen toleriert.

Die Fruchtbarkeit der Erde ist als Opfer dargebracht worden, um den kulturellen Horizont der Vater-Sprache (die zu Unrecht Muttersprache genannt wird) abzustecken. Aber das wird nicht gesagt. Dem Vergessen der Narbe des Nabels entspricht ein Loch in der Struktur, dem Netz der Sprache.

Manche möchten dieses Fangnetz der mütterlichen Macht, der phallischen Mutter zuschreiben. Aber in dieser Zuschreibung gleicht es eher einem Schutzgitter, das der Mann-Vater oder seine Söhne über die Abgründe eines stummen und bedrohlichen Bauches projizieren. Bedrohlich, weil stumm?

Die Gebärmutter, die nicht als Ort des ersten Aufenthalts gedacht wird, als die Stätte, wo wir Körper werden, wird von vielen Männern als verschlingender Mund phantasiert,

als Kloake oder als anales und urethrales Sammelbecken, als phallische Bedrohung oder bestenfalls als Stätte der Fortpflanzung. Und diese Gebärmutter verschmilzt mit dem ganzen Geschlecht der Frau, weil gültige Repräsentationen der weiblichen Sexualität fehlen.

Es existieren keine Worte, um über sie zu sprechen, es sei denn schmutzige, verstümmelnde. Daher die entsprechenden Affekte, die Angst, die Phobie, der Abscheu und das Grauen vor der Kastration.

Wie sollte man sie bei der Rückkehr zu dem, was immer geleugnet, verleugnet, für die Konstruktion der symbolischen, ausschließlich männlichen Welt geopfert worden ist, nicht verspüren?

Könnte die Kastrationsangst nicht die unbewußte Wiedererinnerung des Opfers sein, das die phallische Erektion als einzigen sexuellen Wert sanktioniert? Aber weder das Postulat noch der Name des Vaters reichen als Bürgschaft aus, um das Geschlecht des Sohnes aufrecht zu halten. Und es ist nicht der Vätermord, der die phallische Erektion stützt und bedroht, wie es uns die Psychoanalyse in einer Art Glaubensbekenntnis der patriarchalischen Tradition versichert. Es sei denn – aber das bleibt ungedacht – dieser Vätermord bedeutet nicht den Wunsch, seinen Platz einzunehmen, nicht ein rivalisierendes oder konkurrierendes Begehren, sondern den Wunsch, denjenigen zu beseitigen, der eigenmächtig das Band zur Mutter durchtrennt hat, um sich selbst die Zeugungsmacht der ganzen Welt, insbesondere der weiblichen anzueignen.

Die nicht-allmächtige phallische Erektion wäre dann eine männliche Version der Nabelschnur. Sie würde, wenn sie das Leben der Mutter respektierte – der Mutter in jeder Frau, der Frau in jeder Mutter –, die lebendige Verbindung zu ihr wiederholen. Da wo die Nabelschnur, dann die Brust

war, käme von seiten des Mannes und zu seiner Zeit der Penis, der die Körper wieder verbindet, lebendig macht, nährt und neu zentriert und in der Penetration, dem Berühren über die Haut und den Willen hinaus, in dem Verschmelzen etwas von dem intra-uterinen Leben in Erinnerung ruft, von dessen Ende das Abschwollen des Penis (Detumeszenz) ein Bild ist, das Ende, die Trauer, die immer offene Wunde. Dies wäre eine Wiederholungsgeste seitens des Mannes, ein erneutes Zur-Welt-Kommen, das ihm erlauben würde, ein geschlechtlicher Erwachsener zu werden, der aus seinem Geschlecht heraus fähig zur Erotik und zur wechselseitigen Sinnlichkeit wäre.

Dieses erneute Zur-Welt-Kommen ist auch bei der Frau notwendig. Es kann nur stattfinden, wenn sie von den archaischen Projektionen, die der Mann auf sie gerichtet hat, befreit wird und wenn in der Kultur eine autonome und positive Repräsentation ihrer Sexualität existiert.

Für die Frau gibt es keinen Grund, neidisch auf den Penis oder den Phallus zu sein. Aber wenn eine sexuelle Identität beider Geschlechter nicht vorhanden ist, hat das zur Folge, daß der Mann, das Volk der Männer, sein Geschlecht in ein Machtinstrument verwandelt hat, um die mütterliche Potenz zu beherrschen.

\*\*\*

Was sollen uns Frauen diese Ausführungen nützen? Sie zu begreifen und zu interpretieren, heißt zugleich, uns aus einer Wahn-Welt befreien, die in Wirklichkeit nicht die unsere ist. Aus einer Angst vor der Nacht, vor dem nicht Identifizierbaren, vor einem ursprünglichen Mord, der eine

Kultur stiftet, die nicht die unsere ist. Ich denke, daß es sehr wichtig ist, sich das bewußt zu machen, weil wir in eben diese Projektionen eingefügt werden. Weil wir immer wieder von diesen Phantasien, dieser Ambivalenz ergriffen und gefangen werden, von diesem Wahn, der nicht der unsere ist. Besser ist, wir wenden uns dem unsrigen zu und überlassen den Männern den ihren!

Was uns angeht, so ist es dringend notwendig, daß wir es ablehnen, uns einer entsubjektivierten sozialen Rolle zu unterwerfen: Der Mutterrolle, die von einer durch die Arbeitsteilung – Produzent/Reproduzentin – bestimmten Ordnung erzwungen wird und uns an eine einzige Funktion fesselt. Ist jemals von den Männern verlangt worden, darauf zu verzichten, Männer zu sein? Wir brauchen nicht darauf zu verzichten, Frauen zu sein, um Mütter zu sein.

Es gibt einen weiteren Punkt, und ich werde im folgenden noch weitere aufzählen, um einen Gedankenaustausch zwischen uns zu eröffnen oder einzuleiten: Es ist gleichfalls wichtig, daß wir entdecken und daran festhalten, daß wir als Frauen immer Mütter sind. Wir bringen andere Dinge als nur Kinder zur Welt, wir erzeugen und erschaffen anderes als Kinder: Liebe, Begehren, Sprache, Kunst, Soziales, Politisches, Religiöses etc. Aber dieses Schaffen und Erzeugen ist uns jahrhundertlang verboten worden, und wir müssen uns diese mütterliche Dimension, die uns als Frauen zusteht, neu aneignen.

Damit die Frage, ob man Kinder haben will oder nicht, nicht traumatisierend und pathologisch wird, sollte sie immer vor dem Hintergrund eines anderen Erzeugens gestellt werden, des Erzeugens von Bildern und Symbolen. Den Frauen und ihren Kindern würde es dadurch unendlich viel besser gehen.

Ein anderer Punkt, auf den wir zu achten haben, ist, daß die Mutter, die am Anfang unserer Kultur geopfert worden ist, nicht erneut getötet wird. Es geht darum, dieser Mutter, unserer Mutter in uns und unter uns, das Leben wiederzugeben. Nicht zu akzeptieren, daß ihr Begehren durch das Gesetz des Vaters ausgelöscht wird. Wir müssen ihr ein Recht auf Lust, auf Lusterfüllung, auf Leidenschaft geben. Das Recht zu reden und manchmal zu schreien und zornig zu sein.

Genauso müssen wir die Worte, die Sätze finden, wiederfinden, erfinden, die die archaische und die aktuelle Beziehung zum Körper der Mutter, zu unserem Körper ausdrücken, die Sätze, die die Beziehung zwischen ihrem Körper, dem unseren, dem unserer Töchter zum Ausdruck bringen. Wir müssen eine Sprache entdecken, die sich nicht an die Stelle dieses Körper-an-Körper-Seins setzt, wie es die Sprache des Vaters zu tun versucht, sondern die es begleitet, Worte, die das Körperliche nicht ausstreichen, sondern die körperlich sprechen.

Es ist wichtig, daß wir unsere Körper pflegen und schützen, gerade dann, wenn wir sie aus dem Schweigen und der Unterwerfung befreien. Historisch gesehen sind wir die Hüterinnen des Körperlichen. Wir sollten diese Aufgabe nicht aufgeben, sondern sie für uns selbst in Anspruch nehmen und die Männer auffordern, aus uns nicht «ihre Körper» zu machen, kein Unterpand für ihre Körper. Ihre Libido braucht oft irgendeine (Frau-Mutter), die ihren Körper hütet. Das ist der Grund, weshalb für sie eine Frau zu Hause so notwendig ist, selbst wenn sie anderswo Geliebte haben. Das ist ein sehr wichtiges Problem, auch wenn es banal erscheint.

Es wäre ebenso wünschenswert, beim Lieben zu sprechen; beim Stillen und Füttern des Kindes zu sprechen, damit es dies nicht als gewalttägliches Stopfen, als Vergewaltigung erlebt. Es ist ebenfalls wichtig, beim Liebkosen eines anderen Körpers zu sprechen. Das Schweigen ist um so lebendiger, wenn das Wort existiert. Wir sollten nicht die Hüterinnen eines stummen Schweigens sein, todesgleich.

Genauso ist es notwendig – um nicht zu Komplizinnen am Mord an der Mutter zu werden – aufzuzeigen, daß eine Genealogie, eine Verwandtschaftsfolge unter den Frauen existiert. Es gibt in unserer Familie eine genealogische Linie der Frauen: Wir haben eine Mutter, eine mütterliche Großmutter und Urgroßmutter und Töchter. Aufgrund unseres Exils in der Familie des Vater-Ehemanns vergessen wir ein wenig die Besonderheit dieser weiblichen Verwandtschaftslinie; wir werden sogar dazu gebracht, sie zu verleugnen. Wir sollten versuchen, unsere Position so zu bestimmen, daß wir unsere Identität in dieser weiblichen Genealogie wieder finden und bewahren. Entsprechend sollten wir nicht vergessen, daß wir bereits eine Geschichte haben, daß bestimmte Frauen in der Geschichte, selbst wenn es auf kultureller Ebene schwierig war, Spuren hinterlassen haben und daß wir sie allzu häufig nicht kennen.

All das müssen wir tun (dabei geht es nicht notwendigerweise darum, eins nach dem anderen zu tun), um unsere geschlechtliche Identität zu entdecken, die Besonderheit unseres Begehrens, unserer Autoerotik, unseres Narzißmus', unserer Heterosexualität, unserer Homosexualität. Dazu wird es notwendig, sich daran zu erinnern, daß die Frauen immer in einer archaischen und primären Beziehung zu dem, was Homosexualität genannt wird, sind, weil

der erste Körper, mit dem sie zu tun haben, ein Frauenkörper ist, die erste Liebe, an der sie teilhaben, eine mütterliche Liebe ist. Die Männer dagegen sind immer in einer archaischen Beziehung zur Heterosexualität, weil das erste Objekt ihrer Liebe und ihres Begehrens eine Frau ist.

Wenn die analytische Theorie sagt, daß das kleine Mädchen die Liebe seiner und zu seiner Mutter, das Begehren seiner und nach seiner Mutter aufgeben muß, um in das Begehren des Vaters einzutreten, dann unterwirft sie die Frau einer normativen Heterosexualität, die in unseren Gesellschaften üblich, aber vollkommen pathogen und pathologisch ist. Weder das kleine Mädchen noch die Frau brauchen die Liebe zu ihrer Mutter aufzugeben. Das reißt sie aus ihrer Identität, ihrer Subjektivität.

Versuchen wir ebenfalls, die Eigenheit unserer Liebe für andere Frauen zu entdecken. Die mit vielen Anführungszeichen ««sekundäre Homo-Sexualität»» genannt werden könnte (obgleich ich diese etikettierenden Worte nicht mag). Ich versuche damit lediglich, eine Differenz zwischen der archaischen Liebe zur Mutter und der Liebe zu anderen Frauen-Schwestern zu bezeichnen. Diese Liebe ist notwendig, damit wir nicht weiterhin Dienerinnen des Phalluskults oder Gebrauchs- und Tauschobjekte zwischen Männern bleiben, Objekte, die auf dem Markt konkurrieren – eine Situation, in die wir alle versetzt worden sind.

Es ist wichtig, daß wir die Besonderheit unserer Lust entdecken. Sicher, einer Frau ist es möglich, nach dem phallischen Modell zu genießen, und es wird nicht an Männern und an Pornographen fehlen, die den Frauen in den Mund legen, daß sie innerhalb einer solchen Ökonomie zu ganz außergewöhnlichen Lustbefriedigungen gelangen. Es bleibt die Frage, ob diese Frauen sich dabei nicht selbst entfremdet fühlen, abgeschnitten von sich selbst, ohne Energie, ohne

Wahrnehmungen, Affekte, Gesten oder Bilder, die sie auf ihre Identität verweisen. Es gibt für Frauen zumindest zwei Arten der Lusterfahrung. Eine, die nach einer männlichen Libido-Ökonomie programmiert ist, nach einer bestimmten phallischen Ordnung. Eine andere, die viel stärker mit dem harmoniert, was sie sind, mit ihrer geschlechtlichen Identität. Viele Frauen fühlen sich schuldig, sind unglücklich, gelähmt, glauben frigide zu sein, weil es ihnen innerhalb der Normen einer phallokratischen Ökonomie nicht gelingt, ihre Affekte, ihre Sexualität auszuleben; obgleich sie es könnten, wenn sie versuchten, eine Lust zu finden, die ihrem Körper und ihrem Geschlecht mehr entspricht. Das bedeutet nicht, daß man auf die andere immer und sofort verzichten müßte. Ich habe keinerlei Interesse daran, irgendjemand vor möglicherweise repressive Alternativen zu stellen. Aber ich meine, um unsere weibliche Identität zu entdecken, ist es wichtig zu wissen, daß es für uns eine andere Beziehung zur Lust gibt als die, die nach dem phallischen Modell funktioniert.

Uns bleiben viele Dinge zu tun. Aber es ist besser, die Zukunft vor sich zu haben als hinter sich. Warten wir nicht darauf, daß der Phallus-Gott uns seine Gnade schenkt. Ja, Phallus-Gott, denn wenn auch noch so viele versichern, «Gott ist tot», dann stellen sie doch kaum das Faktum in Frage, daß der *Phallus* höchst lebendig ist. Und halten sich nicht heutzutage viele Träger des besagten Phallus geradezu für Götter? Überall und immer noch, z. B. in der heiligen katholischen Kirche – mit dieser Frage möchte ich schließen –, deren Pontifex es heute für rechtens hält, uns alles wieder zu verbieten: Empfängnisverhütung, Abtreibung, außereheliche Beziehungen, Homosexualität etc.? Dagegen könnten wir diesen obersten Diener des angeblich

alleinigen Gottes, Gott-Vaters, wenn er die Worte der Eucharistie spricht: «Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut», daran erinnern, daß er nach dem feierlichen Ritus der Nahrungsverteilung, der seit Jahrhunderten der unsere ist, gar nicht da wäre, wenn unser Leib und unser Blut ihm nicht Leben, Liebe, Geist gegeben hätten. Und daß wir es sind, Frauen-Mütter, die er auf diese Weise darbietet. Aber das darf nicht an den Tag kommen. Das ist der Grund, weshalb die Frauen die Eucharistie nicht feiern dürfen... Etwas von der Wahrheit, die sich darin verbirgt, würde dabei auf brutale Weise ins Licht gerückt.

Auf diese Weise würde auch eine Schuld von der Menschheit abfallen. Eine Frau, die mit ihrer Mutter die Eucharistie feiert und mit ihr die von ihr (ihnen) gesegneten Früchte der Erde teilt, könnte von allem Haß oder aller Undankbarkeit gegenüber ihrer mütterlichen Genealogie befreit, in ihrer Identität und ihrer Genealogie geheiligt werden.

## DER GLAUBE SELBST

Cerisy-la Salle, den 10. August 1980

Kolloquium zum Werk von Jacques Derrida:  
Das Ende der Menschheit